

begrifflich zu fassen. Denn im deutsch-deutschen Vergleich zeigt sich, daß in Ost- und in Westdeutschland jeweils nur einzelne (wenngleich sehr verschiedene) Aspekte des Geschehens herausgegriffen wurden, auf die sich die einerseits ostdeutsche, andererseits westdeutsche Erinnerungspolitik in den 1950er Jahren zunehmend verengte: Während in Westdeutschland vor allem von den Ereignissen der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsmonate die Rede war, aber kaum ein Wort über die Vorgeschichte der Ereignisse fiel, verhielt es sich in Ostdeutschland genau umgekehrt, indem laufend der deutsche „Drang nach Osten“ thematisiert, aber die Ereignisse des Jahres 1945 möglichst umgangen wurden. Noch Anfang der 1950er Jahre begegnete die SED den Flüchtlingen und Vertriebenen in der DDR öffentlich mit „Verständnis“, daß sie „sich in ihre alte Heimat zurücksehnen“ – nicht ohne im folgenden darauf hinzuweisen, daß die Vertreibung nur hatte geschehen können, weil es dem deutschen Volk zuvor nicht gelungen war, die Macht der kriegstreibenden Imperialisten zu brechen (vgl. dazu u. a. die in Ost-Berlin erschienene Zeitschrift „Blick nach Polen“; das Zitat in Heft 3, 1950, S. 2).

Die angemerkte Kritik schmälert nicht das Verdienst der Arbeit, eine detaillierte Analyse der sozialen und wirtschaftlichen Aspekte der Umsiedlerpolitik in der SBZ/DDR für die Jahre 1945 bis 1956 vorgelegt zu haben, die zugleich als ein wesentlicher Beitrag zu einem differenzierten Verständnis von politischen Aushandlungsprozessen in der SBZ und frühen DDR verstanden werden muß.

*Christian Lotz*

**Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert.** Hrsg. von Jürgen Reulecke unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner (=Schriften des Historischen Kollegs; Kolloquien, 58) Oldenbourg, München 2003, 300 S.

„Generationen“ sind vor allem eine Stillfrage. Dies ist ein Hauptergebnis eines vom Stipendiaten Jürgen Reulecke im Juli 2001 im Münchner Historischen Kolleg veranstalteten Kolloquiums „Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert“.

Ausführungen zur Generationalität nehmen wie zumeist so auch in diesem Tagungsband Karl Mannheims kanonischen Text „Das Problem der Generationen“ von 1928 zum Ausgangspunkt.<sup>1</sup> Mannheim unterschied drei Stufen von Generationalität, die objektive ‚Generationslagerung‘, den ‚Generationszusammenhang‘ als ‚geschichtsverstrickter Schicksalsgemeinschaft‘ (S. 11), sowie die ‚Generationsonseinheit‘, die sich auf dieser Basis durch einheitliches Reagieren auszeichnet, was zur Gruppenbildung beiträgt. Im meisterhaften Eröffnungsreferat des historischen Praxisteils skizziert *Ulrich Herbert* eine Art Kollektivbiographie dreier ‚politischer Generationen‘ des 20. Jh.s: der ‚jungen Frontgeneration‘ (\* kurz nach 1900), der ‚Flakhelfergeneration‘ (\*um 1930), die seit Hartmut Schelskys berühmtem Buch von 1957 auch ‚Skeptische Generation‘ heißt, sowie der ‚68er‘, die ziemlich genau den 40er-Jahrgängen entsprechen. Die ‚junge Frontgeneration‘ stilisierte sich, so *Herbert*, in ihrer Kälte und Bindungslosigkeit, die ‚Skeptiker‘ in ihrem Hang zum Praktischen und Reformersischen. Während

bei diesen Einheiten das prägende Generationserlebnis klar zutage liegt, ist es für die ‚68er‘ erklärungsbedürftig. *Herbert* erkennt es in ihrem Erleben eines Widerspruchs zwischen Sollen und Sein in der Frühphase der Bundesrepublik.

Im Band folgen, in chronologischer Reihenfolge des Gegenstandes, Detailstudien über diese Generationseinheiten, vor allem aber über ihre ‚Zwischengenerationen‘. *Hans Mommsen* erklärt das Scheitern der Weimarer Republik aus einer fast systematischen Verweigerungshaltung der politischen Institutionen und Parteien ihren Jugendorganisationen gegenüber. *Bernd A. Rusinek* zeigt auf, wie die Militarisierung der Heranwachsenden in Weimar durch den Sport geschah, daß aber letztlich der immer wieder rhetorisch aufgefrischte Generationenkampf „bei genauer Betrachtung Züge eines großen Generationenschwindels“ (S. 143) aufweist: ‚Generation‘ diene als biologistischer Konterbegriff zu ‚Klasse‘, der einer beileibe nicht mehr taufriischen Kohorte auf die durch die Älteren versperrten Plätze verhelfen sollte. *Heinz Bude* kennzeichnet sodann, in der Terminologie Hayden Whites, die biographischen Stilisierungen der Flakhelfer-Generation als ironisch, der ‚unbefangenen‘ ersten Nachkriegsgeneration als tragisch. *Ullrich Herrmann* bestreitet für diese letztere Gruppe, die vor ‚68‘ geformt wurde, aber nach ‚68‘ noch hinzulernen konnte, den Generationsstatus. Merkwürdigerweise waren gerade für die ‚Unbefangenen‘ noch eine Reihe weiterer Namen im Spiel: die ‚38/42er‘, die ‚unauffällig Integrierten‘, die erste ‚Wirtschaftswunder-Generation‘, bis zur ‚Brückengeneration‘ (Reulecke) bzw. ‚Übergangsgene-

ration‘ (Herrmann). *Axel Schildt* schließlich gibt einen Überblick über die Schülerbewegung der späten Sechziger Jahre, die im Fahrwasser der Studentenbewegung schwamm, aber über ihrem großen Mentor zu häufig vergessen wird. In atemberaubendem Tempo machte die Bewegung drei Phasen durch – von der antiautoritären Revolte und die Selbstkritik hin zur sozialistischen Dogmatik in nicht einmal drei Jahren.

Ganz anders hingegen verliefen die Generationenfolgen in der DDR, für die Bernd Lindner die Bezeichnungen ‚Aufbaugeneration‘ (\*>1930), ‚Integrierte Generation‘ (\*>1950) und ‚Distanzierte Generation‘ (\*>1960) vorschlägt, flapsig, gleichwohl zutreffend zusammengefaßt als „Bau auf, mach mit, hau ab“ (S. 188). Politisch fruchtbar wurde allein die Aufbaugeneration – möglicherweise ein Begründungsansatz bezüglich des Zusammenbruchs der DDR 1989. *Dorothee Wierling* vertieft Lindners Ausführungen, indem sie nur den Geburtsjahrgang 1949 in den Blick nimmt. Aus den 22 lebensgeschichtlichen Interviews schält sich ein durchgehendes Motiv heraus: die Enttäuschung über ein nicht gehaltenes Glücksversprechen.

Die meisten Beiträge reflektieren über die sozialen und medialen Bedingungen, die unter Umständen aus den individuellen Erfahrungen in einer Generationslagerung eine Generationseinheit konstituieren. Wieso stehen die bündisch organisierten Jugendlichen der 1920er Jahre, die *Thomas A. Kohut* interviewt hat, so paradigmatisch für die Weimarer Zeit? Wieso erwuchs hingegen aus den Erfahrungen der von *Ursula A. J. Becher* befragten jungen katholischen Abiturientinnen aus Hase-

lünne, deren männliche Altersgenossen sich womöglich historisch „enterbt“ fühlen,<sup>2</sup> kein bewußtseinsprägender Diskurs, obwohl sich ihnen in derselben Dekade ungeahnte Chancen eröffneten? Für *Bernhard Giesen* ist eine Leiblichkeitserfahrung, die mit anderen geteilt wird, aber dennoch „eine eher zufällige Korrespondenz“ (S. 68) darstellt, die Grundsubstanz einer generationellen Kollektivierung. Entscheidend ist erst die „Übersetzung der angenommenen Einheit des Erlebens in symbolische Repräsentationen“ (S. 64), zunächst in Erzählungen, schließlich in Musik, Lyrik, Literatur. Durch die mediale Verbreitung können sich potentiell alle Gleichaltrige, auch wenn ihnen dieser Erlebnishorizont abgeht, mit dem ‚Generationszusammenhang‘ identifizieren – eine Generation ist geboren. Zu einem ähnlichen Fazit kommt *Ulrich Herbert*: Politische Generationen als „idealtypische Konstruktionen“ entstehen durch politische Interpretation und biographische Sinnstiftung; sie sind keineswegs materiell analysierbar, sondern eher ein „Sinnbild [...] werdenden politischen und kulturellen Hegemoniewandels“ (S. 114).

Obwohl wichtige Einflußfaktoren wie Milieu und Geschlecht nicht systematisch erfaßt werden und der Vergleich mit anderen europäischen Ländern leider nicht einmal diese Statistenrolle spielt (auch einen Beitrag über Migrantengenerationen hätte man sich gewünscht), wird in dem Band das Generationskonzept also grundlegend auf die empirische Probe gestellt. Um das Zentrum Mannheim gruppieren sich im Zuge von Praxistests aber auch bedenkenswerte theoretische Erweiterungen. *Heinz A. Rusinek* betont die medienhi-

storische Seite des Phänomens. *Lutz Niethammer* will den „intergenerationelle[n] Erfahrungstransfer“ (S. 13) stärker berücksichtigen. *Ulrich Herrmann* liest Wilhelm Dilthey, einen Vordenker Mannheims, neu. Jürgen Zinnecker faßt in dem theoretischen Hauptreferat zusammen, in welche Richtungen Mannheim weitergedacht werden sollte: statt nur makro-, müssen auch mikro- und mesogesellschaftliche Prozesse beschreibbar und Aussagen nicht nur über die Jugend-, sondern über alle Altersgenerationen möglich werden. Neben der Wandlungs-, ist auch die Integrationsfunktion von Generationskonstruktionen wichtig. Schließlich ist zu berücksichtigen, daß generationelle Phänomene nicht nur, wie Mannheim noch unausgesprochen annahm, eine Sache gesellschaftlicher Eliten ist. *Zinnecker* verblüfft mit dem – Internet-Suchmaschinen machen es möglich – Nachweis einer aktuell stattfindenden „semantische[n] Strukturverschiebung“ (S. 51) des Begriffsfeldes von den lebenden, menschlichen Generationen auf die technischen, medialen Generationen wie die Chip-Generationen der PCs. Das hätte Mannheim nicht gedacht; nicht notwendigerweise historisch-politische Großereignisse, „sondern die kleinen Dinge des Konsumentenalltags“ (S. 53) prägen heute eine Generation.

Gegen die ‚Generation‘, deren demographischer und sozialpolitischer Dimension *Gerd Hardach* in seinem Beitrag über den Generationenvertrag im 20. Jh. beikommt, wird die geschichtstheoretisch vergleichsweise unterambitionierte „Lebensgeschichte“ etwas an den Rand gedrängt: *Peter Schulz-Hageleit* beharrt auf der Individualität generationeller Erfahrungen

und erörtert vom psychoanalytischen Standpunkt die Notwendigkeit des „Durcharbeitens“ solcher Erfahrungen. Diese gelingt zum Beispiel, wenn der Durcharbeitende die eigene Positionierung zu familiären und geistigen Vätergestalten hinterfragt. Die Öffentlichkeit, Leser, Rezensenten, Publikum, können, fast wie in einem Arzt-Patient-Verhältnis, bei dieser Erinnerungsarbeit Hilfestellung geben. Die Zwischenkriegszeit stelle das eklatante Beispiel eines mißlungenen Erinnerungsprojekts dar. Jedenfalls sei unter diesem Blickwinkel, so *Schulz-Hageleit*, „der Aufstieg des Nationalsozialismus und der Weg in den Zweiten Weltkrieg [...] ohne eine derartige Addition und Verschränkung nicht-durchgearbeiteter Erfahrungen“ (S. 25) nicht zu verstehen. Inwieweit die psychoanalytische Denkfigur auf historisch-politische Konstellationen anwendbar ist, läßt aber auch *Schulz-Hageleit* letztlich offen.

*Schulz-Hageleit* ist einer der wenigen Referenten, der dem Publikum Rechenschaft über seine eigene lebensgeschichtliche und generationelle Prägung gibt. Das ist eine Crux des Bandes: Der vom Hrsg. *Reulecke* einleitend als „ein etwas ausgefallenes Experiment“ (IX) angekündigte Ansatz der Introspektion verhüllt sich vor dem Leser, wenn er denn jemals ernst gemeint war. Kurzbiographien gibt es nicht, nicht einmal die unkomplizierteste Idee, hinter den Namen des Autors/der Autorin das Geburtsjahr zu setzen, hat man realisiert. So geht auch *Reuleckes* Ankündigung, mit Bedacht die Zwischenkohorten (\*1939/40 und \*1950/52) eingeladen zu haben, seltsam ins Leere. Der Leser kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als solle die

proklamierte generationelle Ortlosigkeit der Beiträge unter der Hand wieder einen ‚objektiven Blick‘ auf die vermeintlich markanteren Generationen der ‚Skeptiker‘ und der ‚68er‘ gewährleisten, der doch durch die subjektivierende „Versuchsanordnung“ (IX) gerade in Zweifel gezogen worden war. Der ‚typische 68er‘ stand im heißen München vor der Tür und konnte sich nicht wehren, etwa wenn Lutz Niethammer in der Haut eines nachgeborenen Intellektuellen „die dünne Soße ihres [...] zu Markte getragenen Moralismus“ (S. 4) aufspießt und bei manchen die „Verweigerung der Wahrnehmung ihres Alters“ (S. 7) konstatiert. Diese Randnotizen können aber die Freude über einen rundum gelungenen Tagungsband in keiner Weise trüben.

Martin C. Wald

- 1 Wiederabgedruckt in Karl Mannheim [\*1893], *Wissenssoziologie*. Auswahl aus dem Werk, hrsg. von K. H. Wolff, Neuwied/Berlin 1964.
- 2 Der Enterbtheitsgestus u. a. bei Ernst Günther Gründel (\*1903), *Die Sendung der Jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise*, München 1932.

**Nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“. Geschichte und Öffentlichkeit im europäischen Vergleich.** Hrsg. von der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Wissenschaftliches Symposium am 8. und 9. Oktober 2001 im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig, Bonn/Leipzig 2002, 168 S.

Der Fall des „Eisernen Vorhangs“ hat der Frage den Weg frei gemacht, wie man mit der Vergangenheit hinter jener